



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Transvaal

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Transvaal



Es ist ja richtig, was Bismarck sagt, daß sich leitende Staatsmänner nicht offenkundig in die Händel fremder Staaten mischen sollen, wenn sie die Mittel, ihre Absichten durchzusetzen, nicht bereit in der Hand haben. Aber wenn es schon für den verantwortlichen Staatsmann auch in dieser Beziehung nicht angeht, sich in der politischen Kunst hinter Aussprüche großer Meister zu verstecken, um dem eignen Urteilen und Handeln zu entgehn, so wäre es erst recht verfehrt, wollte man der öffentlichen Meinung verbieten, über niederträchtige und gemeingefährliche Anschläge fremder Staaten gegen fremde Staaten ein Urteil zu fällen. Wo unser Auswärtiges Amt guten Grund hat, zwar nicht die Augen zu schließen, aber doch den Mund zu halten, da kann die deutsche Nation recht wohl die Pflicht haben, den Mund aufzuthun und offen herauszusagen, was sie sieht, denkt und will.

So wenig wir dem britischen Imperialismus gegenüber einen deutschen großgezogen sehen möchten, so scheint uns denn doch der Anschlag Großbritanniens gegen Transvaal dazu angethan, nicht nur das gesunde Gerechtigkeitsgefühl, sondern schließlich auch den Selbsterhaltungstrieb des deutschen Volks zu alarmieren. Nach der brutalen Vergewaltigung deutscher Interessen und Vertragsrechte durch britischen Größenwahn, die wir erst kürzlich auf Samoa erlebt haben, und bei der ganz besondern Feindschaft, mit der der englische Imperialismus alles, was deutsch heißt, behandelt, haben wir allen Grund, der neuen gewaltthätigen Vernichtung fremden Rechts und fremder Selbständigkeit, zu der sich die britische Regierung unter dem Einflusse des Imperialisten Chamberlain und seiner hohen und allerhöchsten Schildträger rüstet, unsre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, den bedrohten Boeren unsre

aufrichtigen Sympathien zu bekunden und den Briten die empfindlichsten, nachhaltigsten Niederlagen zu wünschen.

Das ist freilich wenig genug und leider alles, was wir im Augenblick thun können. Aber unterlassen sollen wir es trotzdem nicht. Wenn vor vier Jahren der deutsche Kaiser in seiner bekannten Depesche an den Präsidenten Krüger die Boeren zur blutigen Zurückweisung des Jamesonschen Einfalls beglückwünschte, so hat er damit den Gefühlen des ganzen deutschen Volks den richtigen Ausdruck gegeben, und es ist sehr fraglich, ob trotz aller ganz erklärlichen Bedenken der zünftigen Diplomatie diese kaiserliche Depesche nicht auch der Ausfluß einer richtigen Politik war. Wenn in England die imperialistische Tollheit noch weiter zunimmt, so wird es gerade dem Deutschen Reiche vielleicht bald sehr erwünscht erscheinen, daß die schwächern unter den Nationen wüßten und vertrauten, es gäbe noch eine starke Nation in der Welt, die ihre Rechte achtet und sie nach Kräften zu vertreten gewillt ist gegen die Vergewaltigung durch die augenblicklich Stärksten. Es steht doch noch nicht so ganz fest, daß es in der zivilisierten Welt ein für allemal aus und vorbei ist mit Gerechtigkeit, Gesittung und Humanität im Verhältnis zwischen Nation und Nation, und daß sich das barbarische, man möchte fast sagen: tierische Ideal der allerneusten Völkerrechtsgelehrten bald verwirklichen wird, wonach der Stärkere den Schwächern von Rechts wegen aufzufressen hat, bis sich zuguterlegt die beiden Stärksten gegenseitig zerfleischen. Und wenn wir Deutschen auch wirklich schon auf der Höhe dieser idealen Vorstellung angelangt wären, könnten wir dann hoffen, die Gefräßigkeit des englischen Barbaren dadurch von uns abzulenken, daß wir ihm zu dem Gewaltakt gegen Transvaal guten Appetit wünschen? Wenn ihm die Vernichtung der südafrikanischen Republik geglückt ist, dann wird er erst recht Lust haben, Deutschland zu vernichten. Das *Ceterum censeo, Germaniam esse delendam* als schon offen ausgegebene Losung der britischen Imperialisten wird nach dem Niederwerfen Transvaals erst recht mit unzweideutiger Unverschämtheit laut werden, vollends wenn wir uns als Herrn Chamberlains verständnisvolle Schüler aufspielen.

Gott sei Dank giebt es auch in England noch Männer genug, die sich über die augenblickliche Übermacht der imperialistischen Strömung entrüsten, gute Engländer und kluge erfahrene Weltpolitiker, deren Stimme zwar zur Zeit durch die in der Presse stark gefälschte öffentliche Meinung überschrieen wird, die aber trotzdem auf den endlichen Sieg von Vernunft und Gesittung rechnen, und denen wir den Sieg nicht erschweren, sondern von Herzen wünschen und nach Kräften erleichtern sollten.

In einem offenen Brief an den britischen Premierminister, Lord Salisbury, hat kürzlich ein, wie die Zeitungen sagen, angesehenes englischer Politiker, Frederick Harrison, dem Imperialismus die Wahrheit ins Gesicht gesagt, und wir Deutschen können sie uns auch gesagt sein lassen.

Eindringlich warnt Harrison den Premierminister als das verantwortliche Haupt der Regierung und den Leiter des Auswärtigen Amtes davor, zuzulassen, daß das Kolonialamt, d. h. Herr Chamberlain, das Reich in einen ausländischen Krieg stürze. Es sei nicht Sache des Kolonialministers, Kriege zu führen oder Kriege unvermeidlich zu machen. Es wäre ungeheuerlich, wenn eine einfache Verwaltungsmaßregel eine Ministerialabteilung in den Stand setzen dürfte, das vereinigte Königreich unter dem Druck einiger Ehrgeiziger an irgend einem Orte in einen furchtbaren internationalen Kampf zu zerren, worin das ganze Reich all seine Kräfte einsetzen müßte, wenn es nicht selbst durch die gleichzeitige Öffnung aller seiner verwundbaren Seiten in die äußerste Gefahr gegenüber seinen Feinden und Rivalen geraten sollte.

Die meisten Engländer wären im Herzen davon überzeugt, daß dieser Krieg ein ungerechter sein würde, wenn auch nur zu viele von ihnen, obwohl sie diese Überzeugung hätten, trotz seiner Ungerechtigkeit den Krieg wünschten. Es sei nicht wahr, so laut es auch wiederholt werde, daß die große Mehrzahl der Engländer zum Kriege drängte. Lärmende, vordringliche Gruppen von Geschäftsleuten, organisiert und intrigierend für ihre besondern Zwecke, thäten das, aber sie seien nicht die Nation. Auf allen Seiten erhoben sich in ruhiger Form ernste Proteste von Männern aller Parteien. Die Boeren hätten schon alles zugestanden, was ursprünglich von ihnen gefordert worden sei, und selbst mehr als das. Aber bei jedem neuen Zugeständnis werde Sir A. Milner angewiesen, nur weitergehende Forderungen zu stellen, sodaß durch das ganze Transvaal und ebenso in Großbritannien der Eindruck und die Überzeugung hervorgerufen seien, daß man nicht Zugeständnisse von der Republik zu erlangen suche, sondern Unterwerfung, Erniedrigung und den Verlust ihrer Unabhängigkeit. . . . Das einzig wirkliche Ziel bestehe darin, daß man eine große Masse neuer Bürger dem fremden Staate aufzwingen wolle, nur damit sie dann ihr neues Vaterland, dem sie eben Gehorsam und Treue geschworen hätten, verraten sollten.

Das sei kein Unterhandeln, das sei Krieg, in dem die Boeren nicht ohne verzweifelttes Ringen und erst nach blutigen Kämpfen nachgeben würden, ein Krieg, der nicht durch einige wenige Siege zu Ende gebracht werden, und dessen Spuren ebensowenig durch einige Versprechungen und Proklamationen verwischt werden könnten, ein Krieg, von dem viele ehrliche und patriotische Engländer selbst aufrichtig wünschten, daß er nicht zum Untergange der Boeren führe.

Wir glauben nicht, daß Herr Harrison noch allzuviel praktischen Erfolg von seinem offenen Briefe erwarten kann. Lord Salisbury hat sich wohl schon zu weit von Chamberlain treiben lassen, aber so wie Harrison, urteilt tatsächlich ein großer durchaus nicht einflußloser Teil des englischen Volks, voll Vertrauen auf den schließlichen Sieg der Vernunft, Männer, die auch mit Deutschland in Frieden leben wollen, Deutschlands größere Anteilnahme an

der Weltwirtschaft neidlos als berechtigt anerkennen und viel auf das Urteil der Deutschen geben. Es ist gewiß nicht klug, diese verständigen Engländer in den Glauben zu versetzen, wir Deutschen billigten und versuchten dieselben Grundsätze im internationalen Verkehr zu bethätigen, die sie in England mit so offener Schärfe verurteilen. Wir erschweren dadurch der Vernunft den Sieg, wir unterstützen den schlimmsten Feind unsers und des Weltfriedens und der ganzen Menschengesittung.

Mag der immer noch nicht bekannt gewordne Inhalt der Abmachungen zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien über die beiderseitigen Interessen in Afrika die Transvaalfrage berühren oder nicht, wir wollen danach gar nicht fragen. Aber sehr wünschenswert für die Zukunft scheint es uns auf alle Fälle, daß sich das Deutsche Reich nicht etwa durch Überschätzung irgend eines Stückes neuen Kolonialbesitzes, den England ihm irgendwo in Aussicht stellt, verleiten läßt, zur Vernichtung des selbständigen Germanentums in Südafrika das geringste beizutragen, auch wenn es nur durch den Verzicht auf mehr oder weniger moralische Einflüsse geschähe. Ein noch so großer Felsen wilden Landes mit so und so viel Millionen wilder Bewohner, wie ihn die Engländer uns gnädigst zu überlassen heute geneigt sein würden, kann niemals als Äquivalent für die völlige Unterjochung des niederländischen Elements in Südafrika betrachtet werden. Jeden Fortschritt dieses Elements im Kampf für die Unabhängigkeit von Großbritannien haben wir, solange der anglosächsische Imperialismus sein Wesen treibt, als einen reellen Gewinn für unsre eigne Zukunft zu betrachten, jeder Sieg Englands über die Niederländer in Südafrika ist ein verhängnisvoller Schlag für unsre Aussichten auf die überseeische Expansion, die wir von Jahr zu Jahr dringender brauchen.

Es ist in den Niederlanden selbst seit einiger Zeit eine starke Erregung der öffentlichen Meinung über das Vorgehn Englands gegen die Boeren bemerkbar, die ersichtlich nicht allein aus der Sympathie für die Stammesgenossen oder aus idealem Gerechtigkeitsgefühl entspringt. Die Holländer halten die Vernichtung der Südafrikanischen Republik durch England für eine Gefahr für ihre eigne Zukunft. Es wäre zunächst sehr zu wünschen, daß sie dadurch veranlaßt würden, entsprechend dem hohen Wert ihrer Seeinteressen und ihren finanziellen Mitteln die Unterlassungssünden schleunigst gut zu machen, die sie durch die Vernachlässigung ihrer Seemacht und Landmacht begangen haben. Wenn neuerdings in den Niederlanden Stimmen laut geworden sind, die einen engern Anschluß an Deutschland empfehlen, so werden wir freilich gut thun, die Entwicklung dieser Strömung vorläufig mit Vorsicht abzuwarten, denn in der Geschichte der letzten Menschenalter ist gar nichts verzeichnet, was uns besondres Vertrauen zur Freundschaft Hollands einflößen könnte. Aber die Zukunft steht unter der Herrschaft anderer Konstellationen als die Vergangenheit, und es wäre nur natürlich, wenn die Niederlande und

auch andre Mittel- und Kleinstaaten dort Anlehnung suchten, wo sie nicht Verrat, Vertragsbruch und Gewaltthätigkeit zu erwarten haben. Bei der heutigen Isolierung würden die Holländer dem Versuch Englands, sie ihres Kolonialbesitzes zu berauben, ganz ebenso machtlos gegenüber stehn, wie Spanien im letzten Kriege den Vereinigten Staaten gegenüberstand. Nicht einmal eines ernsthaften Angriffs durch Japan würden sie sich allein erwehren können. Und wenn das anglosächsische Kapital das Geschäft einmal für reif und für so gut hält, daß es die Kriegskosten lohnt, warum sollte es nicht zugreifen? Ein ganz zu Boden geworfenes Holland kann den Briten Deutschland gegenüber sehr gute Dienste leisten, noch viel bessere, als der portugiesische Vertragsbruch gegen Transvaal einer ist.

Man spricht bei uns soviel von einer innern Politik der Sammlung, ohne bisher rechten Erfolg mit dieser Parole gehabt zu haben. Wir wollen hier nicht näher untersuchen, was daran schuld ist. Man sollte aber doch auch einmal eine auswärtige Politik der Sammlung in Betracht ziehn, eine Sammlungspolitik zum Schutz des freien friedlichen Weltverkehrs für die Großen, Mittlern und Kleinen gegen die krankhafte Ländergier, die zur Zeit die Allergrößten befallen hat. Eine solche Sammlungspolitik des Deutschen Reichs wäre vielleicht aussichtsvoller als eine deutsche Eroberungspolitik nach imperialistischer Schablone. Scheut man freilich vor dem Begriff des freien Weltverkehrs, von Freihandel gar nicht zu sprechen, wie der Stier vor dem roten Tuch, so wird man mit ihr wohl kaum bessere Geschäfte machen als mit der innern. Nur eine ehrliche Bündnis- und Vertragspolitik auch gegen die Schwächern kann uns die Expansion ermöglichen, die wir von Jahr zu Jahr dringender brauchen. Das gilt in Südafrika wie in der Levante und in Südamerika.

Wir haben zu den heutigen Leitern unsrer auswärtigen Politik das Vertrauen, daß sie der imperialistischen Doktrin, wie sie sich in Deutschland vor- drängt, auf ihre Arbeiten keinen Einfluß gestatten wollen, und daß sie die Tollheit und Unhaltbarkeit der imperialistischen Praxis, wie sie in England herrscht, erkennen. Wenn der deutsche Kaiser im November auf britischem Boden, wie die englischen Zeitungen schreiben, einen freundlichen Empfang erwarten darf, als nach der Vereitlung des Jamesonschen Einfalls, so können wir nur wünschen, daß es ihm erspart bleiben möge, Herrn Chamberlain zur Niederwerfung Transvaals beglückwünschen und die Triumphe des Imperialismus mit feiern zu müssen.

